

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 12 (1960)
Heft: 21

Artikel: Gleiche Arbeit : ungleicher Lohn
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-962323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE WELT IM RADIO

NACH DEN OLYMPISCHEN SPIELEN

ZS. Ueberall treffen Meldungen ein, dass die Fernsehübertragungen von den olympischen Spielen in Rom hervorragend waren. Die gewählten Bildausschnitte, die Perspektiven zeugten von einem beträchtlichen Können der italienischen Fernsehleute.

Doch, was da übertragen wurde, waren das überhaupt noch die olympischen Spiele? Existieren diese überhaupt noch? Merkwürdige Frage, wird man erwidern, nachdem sie erst in Rom zu Ende gingen und bereits wieder von den nächsten in Tokio die Rede ist. Aber die Frage ist nicht unberechtigt. Einstmals war alles in Griechenland offene und freie Konkurrenz der Bürger, die das Jahr hindurch andere Berufe ausübten und den Sport nur in ihrer Freizeit zu ihrer Erholung und aus Neigung betrieben. Heute ist die Entwicklung an einem ganz andern Punkt angelangt. Sport ist ein Götze geworden, was zu derartigen Spannungen führte, dass der freiwillige, unbeschwerte Wettkampf der Griechen heute tot ist. "Der Amateursport ist gestorben, endgültig", erklärte im englischen Radio der ausgezeichnete englische Fachmann Brian Glanville. "Das ist der entscheidende Eindruck, mit dem man aus Rom zurückkommt. Und zwar nicht nur technisch, sondern auch als Grundkonzeption der olympischen Spiele". Ausschlaggebend sind dabei nicht etwa die Fragen, ob z.B. die Russen noch als Amateure betrachtet werden könnten, weil sie vom Staat für ihre Leistungen bezahlt werden wie andere Staatsangestellte, oder ob die jungen, italienischen Fussballer ebenfalls noch Amateure sind, weil sie gemäss Gesetz vor dem 21. Lebensjahr gar nicht Berufsspieler sein dürfen. In England selbst hat sich der Brauch eingeschlichen, dass die besten Amateur-Fussballspieler sich gegenseitig die besten Spieler abzufragen versuchen, indem sie ihnen zwar keine Gehälter, aber grosszügige "Auslagenvergütungen" anbieten.

Entscheidend ist die Tatsache geworden, dass die Konkurrenzen so heftig geworden sind, dass die notwendigen Spitzenleistungen nur noch von Leuten erbracht werden können, die sich gänzlich ihrer Sporttätigkeit widmen, jahraus, jahrein. Der Sport ist für diese Teilnehmer nicht mehr Erholung, nebenbei Betriebenes, sondern er wird zur Lebensaufgabe. Pirie, der grosse englische Sportler, erklärte richtig, dass jeder, der sich ganz dem Sport widmet, ein Narr sei. Doch wenn er mit seinem deutschen Trainer arbeitet, sieht man, dass er für Jahre ein völlig der ihm zur Hauptsache gewordenen Sportarbeit verfallener Mann bleiben wird, obschon er das ursprünglich gar nicht wollte. Der Ehrgeiz hält ihn am Kragen.

Der schlimmste Eindruck, den Glanville hatte, war, dass viele der erfolgreichen Sportler noch keine erwachsene, reife Menschen sind. Sport hilft dem Menschen nicht viel zu innerem Wachstum, zur Reife. Es gab unter ihnen junge, erst heranwachsende Leute, die einen guten Eindruck hinterliessen, besonders Schwimmerinnen. Doch bei den nicht mehr ganz Jungen war gut erkennbar, dass sie innerlich im Stadium der Heranwachsenden stehen geblieben waren; sie liessen sich vom Sport auf Kosten ihrer innern Reife dominieren. Gewiss ist es nicht unweiblich, zu rennen, zu springen oder zu schwimmen, wohl aber, seine ganze Lebensführung dadurch bestimmen zu lassen. Bei den Männern war dies - mit Ausnahme etwa von Elliott oder Berutti, - unter den Athleten und Schwimmern am stärksten sichtbar, während die Gewichtheber zu den gemütlichsten, entspanntesten und intelligentesten Leuten gehörten. Martin, ein Schwergewichtler aus Jamaica, konnte jederzeit Verse grosser Dichter zitieren und schwor auf die Philosophie Omar Khayams, was ihn nicht hinderte, sich eine Medaille zu holen.

Die Philosophie, die über den Sport und speziell über den Schnellauf geschrieben wurde, ist dummes Zeug nach Glanville. Ein guter Läufer ist ein Mann, der schneller als ein Anderer läuft, ebenso wie ein guter Schwimmer schneller als ein Anderer schwimmt. Das sind rein kör-

perliche Leistungen; die Intelligenz spielt hier in allen Fällen eine nur untergeordnete Rolle. Sie kann sogar im Gegenteil als Hemmung wirken, weil sie die blitzschnelle, instinktive Reaktion zu verlängern geeignet ist. Der intelligente Mensch ist gewohnt, alles mit einer gewissen Ueberlegung zu tun und nicht blind ohne solche zu handeln. Im Sport ist jedoch - wie auch im Krieg - das Letztere nötig, weshalb denkgewohnte Intellektuelle gewöhnlich nicht sehr gute Offiziere werden. Erst in hohen Chargen zeigen sich ihre Qualitäten in besserem Licht. Mehr Intelligenz als von den Athleten wird dagegen von den Sport-Spielern verlangt, allen, die in einem Team, einer Mannschaft, tätig sind, Fussball, Rugby usw.

Glanville hält nach den Erfahrungen in Rom auch nicht viel von der sogenannten "völkerverbindenden Idee" des Sports. Sein Eindruck war sogar eher negativ. Die nationale Eifersucht, der Neid und die nationale Geltungssucht brachen oft elementar durch. Einzelne Mannschaften, z.B. die Deutschen, hatten ihre Auf-Heiz-Brüller mitgebracht, um sich anfeuern zu lassen. Bei allen Leistungen ihrer Landsleute brachen sie taktmässig je nachdem in die Rufe aus: "Hei-hei-hei! Rah, Rah, Rah! Obschon es im Takt erfolgte, war es taktlos gegenüber den Mannschaften anderer Nationen, die darüber in Zorn gerieten. Der nationale Fanatismus, der sich so und anders in Rom äusserte, hat mit echtem, sportlichen Wettbewerb nichts mehr zu tun. Er ist nur ein weiterer Beweis dafür, dass Sporttreibende, die sich dem Sport als ihrer Lebensaufgabe hingeben, irgendwie innerlich unreif, unterentwickelt sind, wenn sie nicht mehr zu den Heranwachsenden gehören. Sie verstossen nicht ungestraft gegen das alte Gebot der Bibel, dass uns zwar alles erlaubt ist, dass wir uns aber durch nichts beherrschen lassen dürfen.

Von Frau zu Frau

GLEICHE ARBEIT - UNGLEICHER LOHN

EB. Vor vielen, vielen Jahren schrieb ich als ganz junge Sekretärin eine kleine Wettbewerbsarbeit über die Erwerbstätigkeit der Frau. Ich bekam zwar damals 200 Franken ausbezahlt, aber in der Bewertung hiess es, meine Gedanken seien nicht eben originell. Dabei meinte ich, mein Postulat: gleiche Arbeit, gleicher Lohn, sei recht originell ...

Vor vielen, vielen Jahren. Die Jury muss sich sehr getäuscht haben; denn jene Gedanken waren nicht nur damals originell - sie sind es noch heute. Damals war es allerdings die Originalität junger Knospen; heute ist es nur noch jene eines absterbenden Baumes, der nie Früchte getragen hat.

In unserem Männerstaat, in dem hinter Biertischen über derlei Dinge entschieden wird, heisst es gleich: was brauchen die Tüpfli so viel Geld, das sie nur dem Coiffeur und dem Schönheitssalon bringen? Mit Verlaub, es geht diese Männer gar nichts an, was die Tüpfli mit dem Geld machen. Sie sind - oder sie wären - erwachsene Menschen, die das Recht haben - oder hätten - nach ihrer Façon selig zu werden. Sie hätten keine Familiensorgen, wird weiter argumentiert. Es gab einmal eine schöne Untersuchung, die feststellte, ein wie grosser Prozentsatz irgendwie unterstützungspflichtig war. Da sind alte Eltern, oder es sind Geschwister, die ihre Ausbildung der berufstätigen Schwester verdanken usw. Unendlich viel Gemeinschaftswillen und Opfer-sinn wurde da ausgegraben.

Wenn man eine solche Untersuchung heute durchführen würde, käme man gewiss auf ein ähnliches Resultat. Man braucht uns Frauen heute mehr als je. Man braucht uns für unsere Familien, man braucht uns im Wirtschaftsleben. Man sagt es uns immer wieder, man wirbt um uns. Und dann ist ja da noch das berühmte Vaterland: es braucht unser

Geld, und es braucht unsern Einsatz, im Militär, im Zivilschutz, all-überall. Man braucht uns.

Aber man hat nicht den Anstand, uns voll anzuerkennen. Man spricht uns die politische Weisheit ab (wo liegt die politische Weisheit jener, die glauben, wir müssten eine tiefere Bezahlung erhalten?). Gut, sei es. Aber man spricht uns offenbar auch unsern Einsatz im Wirtschaftsleben ab. Mit welchen faulen Argumenten wohl? Immer und immer wieder habe ich hier an meinem kleinen Platz den heissen Wunsch zur Zusammenarbeit ausgedrückt. Aber diesmal läuft mir die Galle über, und ich möchte am liebsten heulen oder streiken oder was weiss ich. Womit haben wir bloss diese Missachtung verdient?

Nun, ich heule nicht, und ich streike nicht. Aber ich gehe enttäuscht an meine Arbeit zurück. Man hat mich gelehrt, dass jede rechte Arbeit recht bezahlt werden müsse, es sei denn, es handle sich um einen aussergewöhnlichen Einsatz aus ideellen Gründen. Es gibt da offenbar ein paar Ständeräte, die anderer Meinung sind. Eigentlich sollten all' jene Frauen, die direkt oder indirekt jenen Männern durch ihre Arbeit dienen, ein wenig in den Ausstand treten. Wie gut es den Herren täte!

Aber haben wir uns nicht auch mitschuldig gemacht? Ich kenne eine junge Frau, die sich in einem Warenhaus als Verkäuferin hat anstellen lassen für 350 Franken. Sie sei ja nicht darauf angewiesen; sie kaufe aus diesem Geld nur Dinge, die sie sich sonst nicht kaufen könnte. Wie gesagt, sie soll mit dem verdienten Geld das kaufen, was sie will. Aber keines unter uns, wirklich keines, soll in einem Betrieb, der nach kaufmännischen Grundsätzen aufgebaut ist, mit einem abnormal niedrigen Lohn vorlieb nehmen. Und wenn nun eine andere käme, die einen vollen Lohn haben sollte? Gibt es nicht genügend soziale Werke, in denen man für einen untergeordneten Lohn arbeiten könnte? Schauen wir doch unserer Schwester, die darauf angewiesen ist, nicht immer wieder ein Grab! Vielleicht gibt es nur eines, das irgendwann der "originellen" Idee "Gleiche Arbeit - gleicher Lohn" doch noch zum Durchbruch verhelfen kann: mehr Solidarität.

Die Stimme der Jungen

NACH EINEM KINOESUCH

- Ich - Ich gehe recht oft ins Kino; aber ich war noch nie so ent-rüstet wie gestern abend. Bis jetzt war ich der Meinung, man gehe ins Kino, um einen Film zu sehen und zu hören. Aber man geht offenbar nicht nur deshalb. Es scheint Leute zu geben, die das Kino als eine Art Tea-Room betrachten und die denken, man gehe dorthin, um sich zu unterhalten, um seine Schokolade zu essen, dem Freund oder der Freundin das Neueste über XY zu erzählen, um in jeder denkbaren Art die Zuschauer zu stören.

Es ist nicht das erste Mal, dass mir so etwas passierte. Ich war zum Beispiel einmal in einem sehr guten und sehr spannenden Film, der von der Flucht eines Gefangenen erzählte (Bresson: "Un condamné à mort s'est échappé"). Der Gefangene zerriss sein Pijama, um sich daraus ein Seil zu flechten. Hinter mir sassen zwei Frauen mit raschelndem Schokoladepapier. An dieser Stelle nun kommentierten sie ganz laut: "Dass man ein so schönes Pijama zerreißen kann. Es ist doch wirklich schade!"

Gestern abend aber war es schlimmer. Ich ging ins Kino, um den Film "Jazz an einem Sommerabend" zu sehen und vor allem zu hören. Leider lief er in einem Wildwesterkino. Man sah es dem Publikum an. Teilweise hatte es aber auch andere, junge Leute, die nur für diesen Film in diese Pistolenbude gekommen waren. Nun, das Programm begann. Zuerst die Wochenschau. Gaumont, mit einer Darstellung der Kon-gokrise, die an die Olympischen Spiele erinnern sollte. Ich habe nichts gegen sportliche Leute, ganz im Gegenteil, aber das Vokabular eines Sportreporters ist doch sicher nicht geeignet, um eine politische Situation darzustellen. - Ich wollte nicht von dieser Wochenschau sprechen. - Das Vorprogramm ging weiter. Zur Freude des Publikums kam ein Kurz-

film über Pariser Night-Clubs. Endlich fing der Hauptfilm an. Schon am Anfang wurde sehr guter Jazz gespielt, die filmische Darstellung war auch gut. Es wurde vom Auge nicht allzu viel verlangt, damit man mit dem Ohr besser geniessen könne. Und wenn man den Jazz liebt, konnte man auch geniessen. Das heisst: man hätte gerne genossen. Das war al-lerdings nicht sehr gut möglich. Irgendwo in der Nähe sass ein Pärchen. Sie assen "Spanische Nüssli". Als ihr Vorrat endlich erschöpft war, hoffte man, es werde Ruhe geben. Doch nun kam die Schokolade. Nach die-sem kleinen Imbiss waren sie gestärkt und konnten mit entsprechendem Stimmaufwand schwatzen. Es kam ihnen nicht in den Sinn, dass die an-deren vielleicht gerne die Musik gehört hätten. Es konnte ihnen wohl kaum in den Sinn kommen; denn als ihr Gesprächsthema erschöpft war, lies-sen sie den ganzen Saal wissen, dass der Film langweilig sei und dass sie jetzt heimgingen. Ich atmete auf. Und es wurde wirklich besser. Gerry Mulligan hörte ich beinahe ohne Nebengeräusche. Das war schon erfreulich. Doch während des ganzen Films kamen neue Zuschauer, nicht möglichst unauffällig, sondern möglichst so, dass man es im gan-zen Saal höre. Und sie sassen wenn möglich dorthin, wo viele Leute auf- stehen mussten, um ihnen Platz zu machen. (Ein Vorschlag: Könnte man nicht bei Beginn des Hauptfilms die Türen des Kinos schliessen und wirk-lich niemanden mehr hereinlassen?) - Trotz allem ging der Film weiter. Es kam der eine Höhepunkt: Louis Armstrong. Man kann sicher geteilter Meinung über ihn sein. Aber ist das Kino wirklich der Ort, wo man sich laut und hitzig über ihn streitet? - Und es kam der zweite Höhepunkt: Mahalia Jackson. Sie sang sehr hitzig und mitreissend, zuerst. Das Pu-blikum in Newport raste vor Begeisterung. Dann erbat sie sich Ruhe. To-tenstille herrschte in Newport, als sie einen traurigen und ergreifenden Spiritual sang, kein Mensch wagte ein Wort zu sagen, alles lauschte an-dächtig. Man sah das Publikum im Film; junge Mädchen in Blue Jeans, ungepflegt, noch schwitzend vom Tanzen, junge Burschen mit Bärten, Schwarze, Gelbe, Weisse; alle hörten auf die Botschaft von Mahalia Jack-son.

Ihnen allen konnte Mahalia Jackson etwas sagen. Sie verstanden die Leiden, von denen sie sang. Und sie hatten Achtung davor.

Und in Bern in einem Kinosaal sassen junge Leute, auch unge-pflegt, die meisten aber äusserlich anständig. Aber sie schwiegen nicht, als eine schwarze Sängerin von den Leiden ihres Volkes erzählte. Sie schwiegen nicht, als sie den Schmerz in ihrem Gesicht sahen und die Klage in ihrer Stimme hörten. Sie schwiegen nicht, als man sie höf-lich um Ruhe bat. Sie schwiegen erst, als ein Junge in den Saal hinaus-brüllte: "Rueh! Süsch git's e Schleglete".

Das war die Sprache, die sie verstehen. Sie haben vielleicht nie etwas von Ehrfurcht gehört, sie kennen die Achtung vor dem Schmerz nicht. Sie kennen nur das Grinsen, das Grinsen über die Leiden der an-deren und auch das Grinsen über Sister Mahalia, die doch so dick ist und einen so unmöglichen Rock trägt. Aber die Wehmut und die Hoffnung in der Stimme dieser unschönen Frau können sie nicht hören. Sie verste-hen nur die Sprache der Gewalt und schweigen erst, wenn sie spricht.

Junge Leute, die morgen schon verantwortlich sein können für unser Leben! Junge Leute, denen die Zukunft anvertraut wird!

Aus aller Welt

Deutschland

-Es erscheine "schlechterdings unverständlich", wie die katholi-sche Kirche den anklagenden Appell in Fellinis "Süßem Leben" habe missverstehen können, heisst es im "Evangel. Gemeindeblatt" für Ber-lin. (Kifi).

-Es sei erschreckend, wieviele Details in dem Film "Mein Schul-freund" nicht stimmten, und wieviele der typisierten Gestalten eine Ver-gangenheit mit sich schleppten, die weder von ihnen selbst noch von Re-gie und Drehbuch bewältigt worden sei, heisst es in einer Besprechung des genannten Films im Evangel. Sonntagsblatt für das Rheinland "Der Weg". (KiFi)